

Flores Militello, V. (2019): *tali dignus amico*. Die Darstellung des patronus-cliens-Verhältnisses bei Horaz, Martial und Juvenal, Tübingen, Narr, 366 S., EUR 88,00 (ISBN 978-3-8233-8296-6).

Die vorliegende Münchener Dissertation behandelt ein für die untersuchten Dichter wie für die römische Literatur überhaupt recht gut erforschtes Thema: Wie sich Horaz, Martial und Juvenal – überwiegend satirisch – zu den Problemen kaiserzeitlicher Klientelverhältnisse äußern, ist fraglos sowohl für die Deutung der jeweiligen Texte als auch für die römische Kulturgeschichte von großer Relevanz, aber als Untersuchungsgegenstand einer Promotionsschrift entweder äußerst ambitioniert oder schlicht nicht besonders innovativ. Das spricht nun freilich zunächst einmal keineswegs gegen die von Vicente Flores Militello (im Folgenden F. M.) vorgelegte Studie, zumal deren Aufbau vollkommen überzeugt: Auf eine Analyse der historiographischen Quellen zur Thematik unter den für die Untersuchung zentralen Aspekten folgt die Betrachtung eines einschlägigen Monologs aus den *Menaechmi* des Plautus, bevor ein großer zeitlicher Sprung zu Horaz und von dort aus zu Martial und Juvenal unternommen wird. Eine äußerst knappe, aber – um dies vorwegzunehmen – sehr gut gelungene Zusammenfassung beschließt den in der Reihe *Classica Monacensia* erschienenen Band.

Was im Fazit eine Stärke darstellt, ist freilich nicht unbedingt auch für eine Einleitung angemessen; und diejenige F. M.s grenzt in ihrer Kürze bereits bedenklich oft an schiere Oberflächlichkeit: Gerade der immensen Bedeutung der *clientela* für die römische Gesellschaft (und damit auch für die römische Literatur) vermag der kaum siebenseitige Abriss nicht einmal im Ansatz gerecht zu werden. Im Folgenden wird zwar deutlich, dass es F. M. in erster Linie um

die Abgrenzung zwischen den beiden konkurrierenden Begrifflichkeiten *amicitia* und *clientela* sowie zwischen der Darstellung des in der römischen Lebenswirklichkeit verankerten Klienten und derjenigen des der griechischen Komödie entstammenden Parasiten geht; insbesondere die theoretischen Ausführungen zum Humor als Darstellungsmodus sowie zur Intertextualität erwecken dann jedoch wieder den Eindruck einer ungeliebten Pflichtübung, der man sich so rasch als möglich zu entledigen strebt. Dass F. M. hier nicht versucht, ein Forschungsdesiderat zu konstruieren, dem seine Arbeit abhelfen könnte, ist zwar ein beruhigendes Zeichen von Realitätssinn, macht es dem Verfasser aber natürlich vorerst nicht leichter, einen roten Faden für seine Darstellung zu finden.

So wendet sich das Kapitel zu den *Menaechmi* insbesondere gegen eine Forschungstradition, die in der Komödie eine Verschmelzung der beiden Typen des Klienten und des Parasiten konstatiert, und versucht, diese Position anhand zweier Figuren, des namenlosen *cliens quidam* sowie des Parasiten *Peniculus*, zu widerlegen (17). Dabei zeigen sich bereits die strukturellen Schwachstellen von F. M.s Interpretation: Auf lange Blockzitate folgen Paraphrasen, die an einigen ausgewählten Stellen in Fußnoten auf die vorgängige Forschung rekurren bzw. sich kritisch mit dieser auseinandersetzen oder auch teilweise durchaus aufschlussreiche Parallelstellen anführen – kurz: Es sind alle äußerlichen Merkmale einer literaturwissenschaftlichen Arbeit vorhanden, es gelingt F. M. nur leider kaum, diese ja in erster Linie funktionalen Methoden auch im Sinne einer stringenten und überzeugenden Argumentation zu instrumentalisieren. Problematisch ist dabei in inhaltlicher Hinsicht vor allem, dass F. M. hier gewissermaßen Äpfel mit Birnen vergleicht: Während der *cliens quidam*

nur in einem Monolog des (einen) Titelhelden erscheint und in erster Linie dazu dient, diesen zu charakterisieren, ist *Peniculus* eine Figur, die auf der Bühne nicht nur selbst handelnd und sprechend präsent, sondern auch für die Intrige von entscheidender Bedeutung ist – beides wird von F. M. auch erkannt (26 bzw. 29), aber für seine Argumentation nicht weiter reflektiert.

Auch zu Beginn des Horaz-Kapitels wird eher pflichtschuldig als folgenreich darauf verwiesen, dass das Mäzenatentum einen Sonderfall der *clientela* darstellt (31); während dieser Sonderfall im ersten Unterkapitel jedoch noch eigens behandelt zu werden scheint, kommt es im weiteren Verlauf des Abschnittes zu einer undifferenzierten Vermischung aller möglichen inkommensurablen Phänomene, die einem Erkenntnisgewinn jenseits der Paraphrase des an der Textoberfläche Sichtbaren eher im Wege steht. So erweist sich der verräterische Satz: „Für die *patronus-cliens*-Thematik in der Literatur nimmt Horaz eine ebenso wichtige wie problematische Rolle ein“ (33) leider nicht als Manifest eines reflektierten Problembewusstseins, sondern als Dokument der Überforderung; wer anstelle von klaren Unterscheidungen wahllos alles zusammensucht, was irgendwie assoziativ (zum großen Teil auch *ex negativo*, vgl. z.B. 56) mit dem gewählten Thema zu tun hat, wird kaum Licht in zugegebenermaßen komplexe Zusammenhänge bringen können.

Einen wesentlich solideren Eindruck macht das Kapitel zu Martials Epigrammen; aus diesem ergeben sich – trotz F. M.s Hang zur häufig redundanten Wiederholung beim Zitieren einzelner Verse, aber auch ganzer Epigramme – letztlich doch gewichtige Argumente für eine positivere Bewertung der Arbeit. Schon die Gliederung nach den thematischen Gesichtspunkten *cena*, *sportula*, *salutatio* und *amicitia*

(wobei letzterer Begriff freilich die Systematik sprengt) ermöglicht einen wesentlich klareren Zugriff auf die Darstellung; auch die ebenfalls thematisch organisierte Unterteilung dieser vier Blöcke sorgt in vielen Fällen für die Differenzierung, die der Leser im Horaz-Kapitel häufig so schmerzlich vermisst. Auch die verstärkte Einbeziehung intertextueller Aspekte, die im Vergleich zur Analyse der Textstellen aus den Werken des Plautus und des Horaz deutlich ausgebaut wird, trägt zur größeren Überzeugungskraft dieses Abschnittes bei. Darüber hinaus wird bei der Interpretation der Epigramme Martials endlich auch etwas intensiver auf die Stilistik der ja immerhin dichterischen Texte eingegangen, was der Qualität dieser Deutungen selbstverständlich alles andere als abträglich ist. Leider fällt das Kapitel zu den Satiren des Juvenal im Vergleich dazu wieder deutlich ab: Erneut wird die notwendige Differenzierung zwischen dem historischen Autor Juvenal, dem Sprecher der Satiren und Figuren wie Umbrius, Trebius und Naevolus allenthalben *pro forma* zur Kenntnis genommen; wie bereits bei der Betrachtung der Komplexität innerhalb der *clientela*-Konzepte des Horaz bleiben diese Beteuerungen allerdings ein Lippenbekenntnis. Dass man etwa im Jahr 2019 noch unhinterfragt von einer linearen Entwicklung innerhalb der Satiren – etwa von einer Haltung der *indignatio* zu der einer gemilderten Resignation – ausgehen oder die *persona*-Theorie völlig ignorieren kann, irritiert den Leser dabei angesichts der Unbefangenheit, mit der F. M. sich im Verlauf der gesamten Arbeit von dem Ballast der bestenfalls selektiv herbeizitierten Forschungsgeschichte freizumachen weiß, vielleicht sogar noch weniger als die selbstbewusst vertretene und an keiner Stelle reflektierte Verengung von Juvenals Intentionen auf eine rein didaktische

Funktion, die in der Juvenalforschung vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte ja bekanntlich zu zahlreichen Aporien geführt hat.

Gut gelungen ist, wie bereits eingangs erwähnt, die knappe Zusammenfassung der Ergebnisse, die freilich durch Zwischenresümees nach jedem Unterkapitel vorbereitet wird; bedauerlicherweise zeigt jedoch gerade auch dieses Fazit, das den Gedankengang jedes einzelnen Abschnitts ebenso konzis wie nachvollziehbar auf den Punkt zu bringen vermag, den teilweise Stückwerk bleibenden, teilweise unzulässig pauschalisierenden Charakter der gesamten Untersuchung, wenn etwa bei der Analyse der Stellen aus Horaz die Grenze zwischen poetischer Patronage und klassischer *clientela* noch weiter verwischt (318-320) oder die Kritik Juvenals an den Klientenfiguren ausgehend vom aus dem Kontext gerissenen Titelzitat der Arbeit viel zu stark betont wird (323). Insgesamt hinterlässt die Lektüre von F. M.s Studie also einen durchaus gemischten Eindruck; es bleibt jedoch zur Ehrenrettung des Verfassers zu betonen, dass die meisten der aufgelisteten Monita für universitäre Qualifikationsarbeiten bekanntlich beinahe genauso typisch sind wie der Parasit für die Neue Komödie.

HEIKO ULLRICH

Speyer, W. (2019): *Aus dem Erbe von Antike und Christentum. Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband 40*, Münster, Aschendorff Verlag, 363 S., EUR 58,- (ISBN 978-2-402-10811-6).

Wolfgang Speyer legt mit dem zu besprechenden Buch den letzten Band einer Reihe von Aufsatzbänden vor, die das „gegenseitige Verhältnis von antiker Kultur- und Geisteswelt und dem christlichen Glauben sowie seiner Lebensgestaltung“ beleuchten (Vorwort). Der Band gliedert

sich in 15 Abschnitte, die jeweils verschiedene Aspekte der Beziehungen zwischen Antike und Christentum in den Fokus stellen.

Das Verzeichnis der Schriften des Autors (331-347) zeigt bereits die große Breite von Kenntnissen aus Philologie und Theologie, über die Speyer (S.) verfügt. In dieselbe Richtung verweist das umfangreiche Personen- und Sachregister (349-363), das wesentliche Autoren und Begriffe enthält. Die zahlreichen Artikel im Reallexikon für Antike und Christentum, die S. verfasst hat, zeigen ebenfalls die große Belesenheit des Verfassers, der zahlreiche Bände dieses wichtigen Lexikons mitherausgegeben hat (genaue Angaben vgl. 347).

Im Rahmen dieser Besprechung ist es nicht möglich, auf alle Abschnitte / Unterabschnitte näher einzugehen. Das Buch ist klar gegliedert. Bereits im Inhaltsverzeichnis deutet sich die Vielfalt an Themen an; auch über das Register ist es der Leserin und dem Leser möglich, spezielle Aspekte im Buch zu finden. Besondere Relevanz gewinnt das erste Kapitel: *Antike und Christentum* (1-27), weil darin nicht nur wesentliche Berührungspunkte zwischen den beiden Bereichen angesprochen werden, sondern auch die Hauptthese des Autors klar formuliert wird, nach der man nicht so sehr den Schwerpunkt auf den Begriff *Auseinandersetzung* zwischen Antike und Christentum setzen, sondern eher die Wurzeln des Christentums in der Antike suchen sollte. S. schreibt dazu: „Geht man vom Gedanken der ‚Auseinandersetzung‘ aus, so wird zugestanden, dass beide Größen zunächst jedenfalls voneinander unabhängig sind. Könnte man hingegen nachweisen, dass der christliche Glaube auch antike Wurzeln hat, dann wäre das Verhältnis weit komplexer und dürfte nicht allein oder vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der ‚Auseinandersetzung‘